Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 101. Bromberg, den 11. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(21. Fortsetzung.)

Apollonius hatte ein Sofa in seinem Zimmer. Er war müde vom Wachen und von dem Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben diesem war erst noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders Tat bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können; heute war es Meineid: heute durfte er es nicht mehr. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung desselben erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in welchem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur Tat werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden, und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zur Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis gewesen, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustand von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebkosender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener, aufregender Traum. Christine lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr getan und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Brüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag, und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Leibhaftigkeit der alten Wünsche, und damit der Gewissensvorwürfe über sie, noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehen. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er wie seine eigene Tüchtigkeit in seine Arbeit mit hineingearbeitet, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden. Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren seine Leiter an den Haken hängt und sie befestigt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte, aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig, drohte als dunkle Wolke hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Auch der Ring, der Flaschenzug, das Fahrzeug und die Leiter waren entfernt. Die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrtür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt kam unter ihm die Turmtreppe heran. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine Bleiplatte zurückgeblieben liegen. Er hatte nur so viel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrtür sah er an der Turmfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte her-

ausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechgirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der eilende Fuß, dem sie gehörten, das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber, war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugte, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrtür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt. „Was willst du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm: „Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!" „Fort!" ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück. „Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?" höhnt dieser noch wütender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reih' an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!" Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder an den Armen fassen mit seiner ganzen Kraft, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: „Ich nicht!" „Gut!" stöhnt jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End'." Apollonius würde einen anderen Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran. Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt der Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Tür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Aussteigetür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Ein Zusammeneilen, ein Händeineinanderschlagen geschieht. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die enferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen. Wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettnmairsche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die anderen erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht dazu. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer auf dem Rückweg ihm begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der Tat an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Wagehalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, seiner Natur nach, die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Tätigkeit genug Beweise gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren, daß er jene Eigenschaften besaß. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorene Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung, noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der, im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterladen stehen, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehen zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frauen und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll. Dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düsterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Und endlich geht die Tür doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sich's schwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt, was man jetzt der Erde zu übergeben geht, hat ehrlich zwischen Himmel und Erde hantiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Tränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll ein Schieferdecker werden. Es ist ein gefährlich Handwerk, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit sie seine menschliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunklen Rosts der Schande. Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Tote hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm getan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte bedauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in

Ehestifterinnen um. Und wahrlich! sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines das besser zusammenpaßte, das seiner so wert wäre, wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da ist er ja! da ist er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Tore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, sagte ihm einer, er wird den Freund wiedersehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen miteinander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener ihm gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilschnitt verunglückte, den dieser gemacht. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind — weiß nicht, welch furchtbares Thema ihm entgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Die tote Nachtigall.

Von Fr. Möllenhoff.

Der Tag ging zur Ruhe. Die Abendwinde küßten die duftenden Maigärten mit glühenden Pfirsich- und Fliederblüten und verloren sich langsam an den Alpwänden, die sich majestätisch an der Grenze des Gebirgsdorfes erhoben. Das Blau des Himmels ward satter und tiefer. Sterne blitzten auf und erhellten mit seltsam hellem Glanze die blütentrunkenen Gärten und Felder. Im Dorfteich begann die Sinfonie der Frösche, und in einer verlorenen Rotdornhecke schluchzte eine Nachtigall.

Wie seltsam heute ihr feines Stimmchen tönte. Vor einigen Tagen noch schmetterte sie geradezu ihre Lieder durch die Nacht; das klang wie jauchzende Lebensbejahung, die sich von allem Irdischen loslöst und in den Wonnen himmlischer Seligkeit schwelgt . . . Doch heute sang sie nicht; sie schluchzte vielmehr wie ein Kind, das am Sarge der Mutter steht . . .

Das Fenster eines Gartenhauses ward geöffnet, und im Rahmen erschien ein junger Blondkopf, dessen stahlgraue Augen fast schwermütig durch die Mainacht leuchteten. Er stützte den Oberkörper auf die Fensterbrüstung und lauschte mit verhaltenem Atem den wundersam-klagenden Tönen des grauen Sängers. Es schien, als bedrücke den jungen Menschen etwas, denn er seufzte einige Male tief auf und wandte sich dann wieder vom Fenster fort mit müdem, schmerzgezeichnetem Antlitz.

Nachdenklich ging er ins Zimmer zurück. Das Fenster hatte er offen gelassen, damit die balsamische Luft der Mainacht hereinströme. Dann trat er an ein Bett, das an der Längsseite des Zimmers stand. Eine Kranke lag hier eingebettet: seine Mutter. Die eingefallenen Gesichtszüge verrieten noch etwas von vergangener Schönheit, und die dunklen Augen flackerten wie verlöschende Kerzen. Der Tod hatte das Gesicht schon gezeichnet.

Als der Blondkopf ans Bett trat, heftete sie ihre unruhigen Augen auf ihn. Die bleichen Lippen öffneten sich zum Sprechen, und sie forderte ihn mit fast tonloser Stimme auf, Platz zu nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht vor das Bett und ergriff die kalten, feuchten Hände der Mutter. „Wünschest du etwas, Mutter? Ich habe das Fenster geöffnet, damit dich die herrliche Luft erquickt . . . Auch horchst du ja gern unserer Nachtigall, die drüben in der Rotdornhecke singt . . ."

Der eingefallene Mund der Kranken verzog sich zu einem dankbaren Lächeln: „O, ich danke dir, Fred! Es tut so wohl, den klagenden Liedern des kleinen Sängers zu lauschen. Früher konnte ich die Menschen mit meinem Gesange erfreuen . . . Wie schön das war, wenn der Beifall durchs Theater rauschte und ich, trunken vor Glück, Lorbeerkränze und Anerkennungen entgegennehmen durfte . . ." Ein Hustenanfall unterbrach ihre mühsam hervorgebrachten Worte. Dann fuhr sie mit zitternder Stimme fort: „Aber das Glück ist launisch. Es wendet sich meist von uns, wenn wir uns als Götter wähnen. Dein treuer Vater starb nach langer, langer Krankheit, und nun war ich mit dir allein. Armer Junge, daß du auch mit kaum zwei Jahren eine Halbwaise werden mußtest. Ich selbst konnte den Schmerz kaum verwinden und wurde ebenfalls krank. Mein Engagement in Wien mußte ich lösen . . . Ich fuhr mit dir nach Deutschland. Nachdem ich mich etwas erholt hatte, mußte ich mit kleinen Theatern vorlieb nehmen. Dann tauchte wie ein schreckliches Gespenst meine Halskrankheit auf. Anfangs schlug ich mich noch an kleinen Operettentheatern durch, bis auch das nicht mehr ging und ich mit einer spärlichen Pension dem Bühnenberufe entsagen mußte. Unser Leben verlief in dieser Einsamkeit ruhig. Dich trieb es ja auch zur Bühne, und ich habe dir freien Willen gelassen, weil du das Blut deiner Mutter nicht verleugnen sollst. Es ist mein heißer Wunsch, daß du ein großer Künstler wirst, Fred . . . Aber gib acht auf die Straßen, die du wandelst. Brich kein Menschenherz, denn sonst würde ich im Grabe keine Ruhe finden . . . Fred, lieber, lieber Fred! Es geht nun bald zu Ende mit mir. Ich fühle, daß der Tod mir an der Kehle sitzt . . . Bleibe ein guter Mensch, wie du es bis jetzt warst und vergiß deine Mutter nicht . . . ."

Freds Augen brannten und mit würgender Stimme wehrte er ab: „Nicht doch, Mutter! Du wirst noch lange nicht sterben; unser alter Doktor macht dich wieder ganz gesund. Noch gestern sagte er zu mir, daß wir nun wieder hoffen könnten. Mußt dich nur einige Wochen gedulden."

„Nein, Fred . . . Der Tod hat schon seine Hand nach mir ausgestreckt. Als ich vorhin schlief, hatte ich einen seltsamen Traum. Ich sah in diesem Zimmer einen mit Blumen gefüllten Sarg, und dazwischen lag eine tote Nachtigall . . ."

„Das ist freilich seltsam, Mutter! Aber deswegen brauchst du doch nicht ans Sterben zu denken. Die Lungenentzündung hast du glücklich überstanden, und Dr. Hellmann sagte, daß du nach einer Kur in Davos völlig wieder genesen würdest . . ."

Über das Gesicht der Kranken ging ein flüchtiges, mattes Lächeln. „Träume künden uns oft die Wahrheit, Fred. Die tote Nachtigall ist das Symbol meines Todes. Lieber Junge, wie gerne würde ich noch bei dir bleiben . . . ."

Freds stahlgraue Augen verschleierten sich, und auf die frischen Wangen fielen glitzernde Tränen. Seine Hand umklammerte die der Mutter fester, als wolle er sie nimmer lassen. „Mutter, Mutter!" schrie er wild auf. „Verlaß mich nicht. Sonst muß auch ich sterben . . . ."

Freds Ruf klang wie das Klagen der Nachtigall in der Rotdornhecke. Und eine neue Weise klang von dort herüber; noch trauriger wie vorhin, so, als habe sie ein Sterbelied angestimmt . . .

*

Die Fenster des Gartenhauses sind seit drei Tagen verschlossen. Dort drinnen herrscht tiefste Trauer, und Fred Helwingk, der junge Schauspieler, hält bei seiner Mutter die Totenwacht. Sie war in derselben Nacht noch gestorben, in welcher Fred der schon dem Tode Geweihten noch Hoffnungen für die Zukunft bereitet hatte. Wie eine Schlafende lag die ehemalige große Künstlerin auf dem Totenbett. Mit verklärten Zügen, als habe der Genius der Sterbenden neuen Glanz verliehen.

Der Arzt hatte wohl die Katastrophe kommen sehen. Die Kranke hatte die Halsschwindsucht im höchsten Grade; eine Rettung war daher völlig ausgeschlossen. Nur aus Mitleid hatte Dr. Hellmann dem Sohne das nahe Ende verschwiegen, wußte er doch, mit welch' rührender Liebe Fred an seiner Mutter hing. Er hatte sogar, um die Mutter pflegen zu können, sein Engagement für den Sommer aufgegeben. Eine Krankenschwester hatte der kleine, schweizerische Gebirgsort nicht und für fremde Hilfe langte die spärliche Pension der Mutter nicht aus. Und die Mutter hätte sich keine bessere Pflegerin wünschen können. Fred tat, was er ihr an den Augen ablesen konnte. Doch die Kunst des Arztes und Freds ganze Aufopferungsfreudigkeit hatte den sichern Tod nicht aufhalten können.

Die Wochen des Alleinseins hatten Mutter und Sohn noch näher gebracht. Und daher vermochte Fred den Tod seiner Mutter nicht zu verwinden . . . Und er konnte es auch gar nicht begreifen, daß sie gestorben war. In der Nacht nach ihrem Tode glaubte er im leichten Halbschlummer ihre Stimme gehört zu haben. Jäh fuhr er in die Höhe und erhob sich von seiner Lagerstatt, die er im Sterbezimmer aufgeschlagen hatte. Als er eben an das Bett trat, sah er nur das verklärte Antlitz der toten Mutter, das, wie es ihm schien, noch glückseliger aussah. Er legte sich wieder schlafen; doch es war schon Morgen, als er Ruhe fand. Und seltsam! Er träumte in dieser Nacht fast denselben Traum, wie ihn seine

Mutter vor dem Tode gehabt hatte; von dem blumengefüllten Sarge mit der toten Nachtigall.

In der Frühe ging er hinunter und pflückte soviel Blumen, als er nur tragen konnte. Er streute sie auf dem Totenbette aus und unter der Last frischer Blumen sah Rose Helwingk einer verwunschenen Märchenprinzessin ähnlich. Ja, der Tod wollte scheinbar wieder gutmachen, was das Leben in den letzten Jahren der Künstlerin vorenthalten hatte.

Gegen Abend brachte der einzige Tischler des Dorfes den Sarg. Er hatte eine weiße Farbe, wie die Mutter sie sich schon immer gewünscht hatte. Morgen sollte Rose Helwingk in der Erde zur ewigen Ruhe eingebettet werden. Mit Hilfe Freds und eines etwas schwachsinnigen Gesellen legte man die Tote in den Sarg. Der Geselle meinte, eine solche schöne Farbe habe er noch nie in seinem Leben gesehen. Fred drückte ihm die Hand. Der Schwachsinnige war der einzige, der Teilnahme beim Tode der Mutter bekundet hatte. . . .

Fred war wieder allein. Ein furchtbares Gefühl der Einsamkeit kam über ihn. Dann dachte er darüber nach, wie schön es sei, wenn er mit der Mutter gemeinschaftlich begraben werde. Und dieser Gedanke nahm Gestalt an und wuchs immer mehr und mehr. Er ergriff die eiskalten Hände der Toten. „Mutter, Mutter!" rief er verzweifelt. „Mutter, warum bist du von mir gegangen?" Als es dunkler wurde, zündete er zwei Kerzen am Kopfende des Sarges an. Dann öffnete er das Fenster nach dem Garten hinaus, da es ihm im Zimmer zu enge ward. Eine wundervolle Luft strömte ins Zimmer herein und erquickte ihn. Er lehnte sich hinaus und sog diese Luft förmlich ein wie ein Verdurstender. Am Firmamente glühten die ersten Sterne auf und der Mond warf sein Licht bis in das Zimmer hinein. Wie seltsam Freds Augen leuchteten und welch glückseliger Ausdruck in diesem Momente auf seinem Antlitze lag! Es war ihm, als sei ein ungeahnter Frieden über ihn gekommen. Und als er mit vollen Zügen den balsamischen Duft der anbrechenden Mainacht einsog, begann langsam und im zartesten Pianissimo die Nachtigall in der Rotdornhecke ihr Lied zu singen. Fred horchte gespannt auf. War das nicht eine menschliche Stimme? Er grub die Hände in das dichte Blondhaar und lauschte fast fiebernd dem wundersamen Gesange. Das feine, langgezogene Staccato ging zur jubelnden Koloratur über . . . Doch horch! Was war das? Mit einem wehklagenden Tone, gerade, als ob die Saiten einer kostbaren Violine rissen, verstummte der Gesang in der Rotdornhecke.

*

Der Abendwind spielte mit den Lichtern zu Häupten der Toten. Die Flämmchen bewegten sich im rhythmischen Tanze langsam hin und her.

Fred wandte sich vom Fenster ab und schaute mit brennenden Augen dem Spiel des Windes zu. Immer größer wurden die Flämmchen, immer rasender der Tanz und schließlich dünkte ihn, die Lichter nehmen Gestalt und Leben an. Seine Seele erschauerte und gebrochen von den Aufregungen der letzten Tage sank er vor dem Sarge seiner Mutter nieder. Eine Ohnmacht umfing ihn. Am Kopfende des Sarges verflackerten die Lichter, wie das junge Leben von Fred Helwingk.

Als der Totengräber andern Tages die Leiche holen wollte, erschrak er. — Mitten im Zimmer lag mit gebrochenen Augen der junge Künstler. Ein Herzkrampf hatte dem jungen Leben plötzlich ein Ziel gesetzt; auf seinen Gesichtszügen lag der Ausdruck seligen Friedens. . . . So war denn Freds Wunsch in Erfüllung gegangen. Seine Seele war vereint mit der guten Mutter. Und gebannt vor dem tragischen Schicksal wichen die wenigen Leidtragenden zurück, die der verstorbenen Künstlerin das Geleite zum Friedhof geben wollten. . . . Der Totengräber wollte den Sarg schließen. Doch wie erstaunte er, als er ein totes Vögelchen mitten zwischen den Blumen im Sarge liegen sah. Es war wohl der schluchzende Sänger aus der Rotdornhecke — diese tote Nachtigall.

Er erwartete nichts . . .

Von Siegfried von Vegesack.

Er erwartete nichts als seine Pension und die Lebensversicherung, die in dreißig Jahren fällig wurde. Dann wollte er in die Alpen reisen, noch einmal den See und die Berge sehen, die er als Jüngling bestiegen, noch einmal jung sein. . .

Sie erwartete ein unbestimmtes Glück: das große Los oder irgendein Wunder.

Aber das Glück blieb aus, das große Los traf die Nummer daneben, und das Wunder kam nicht.

Nach dreißig Jahren erhielt er die Pension und die Lebensversicherung. Er nahm zwei Fahrkarten zweiter Klasse und sie fuhren in die Schweiz.

Er wollte ihr den See und die Berge zeigen, die er als Jüngling bestiegen, setzte sich auf dieselbe Terrasse und bestellte sich denselben Pfannkuchen, wie damals, und denselben Weißwein.

Aber da es neblig war, konnten sie die Berge nicht sehen. Die Terrasse war kalt, der Pfannkuchen verbrannt, und der Weißwein schmeckte ihm sauer.

Da wurde er verstimmt, knöpfte den Mantel zu, und dachte nach: Dreißig Jahre Arbeit, von 8 bis 10 und von 1 bis 6, das sind, Sonntage und Feiertage abgerechnet, rund 90 000 Stunden. Neunzigtausend Stunden Kanzleiluft, Aktenstaub und Instanzenärger, — um diesen Tag zu erleben. Und was erleb ich? Einen See und Berge, die man nicht sieht. Einen Pfannkuchen, der verbrannt ist. Und einen Weißwein, der sauer schmeckt. Hat sich das gelohnt? Nein! Ich habe neunzigtausend Stunden unnütz gearbeitet!

Und er zündete sich eine Zigarre an, ließ den Pfannkuchen und den Weißwein forttragen und sagte:

„Das hat sich nicht gelohnt!"

Und sie dachte nach: an ihren Hochzeitstag, an die kleine Wohnung, die sie zuerst bezogen, und an den ersten Ausgang mit dem weißlackierten Kinderwagen.

Und sie sagte: „Weißt du noch . . . vor dreißig Jahren: die zwei Zimmer im Hinterhaus, und die alte Portierfrau, die uns mit blühendem Jasmin empfing? Weißt du noch, — als wir zum ersten Male mit dem kleinen Wagen . . . ."

Und er wußte es.

Und auch er sagte: „Weißt du noch . . ."

Und sie wußte es.

Und sie lächelte, wie sie vor dreißig Jahren gelächelt hatte.

Da fühlte er: „die neunzigtausend Stunden Arbeit haben sich doch gelohnt." Und er sah sie an, wie er sie vor dreißig Jahren angesehen hatte.

Und da fühlte sie: „Das Wunder, das Glück ist doch gekommen, — wenn auch nicht das große Los!"

Und noch am selben Abend nahmen sie zwei Fahrkarten und fuhren glücklich, wie auf ihrer Hochzeitsreise, wieder heimwärts.

Bunte Chronik

*** Ein eigenartiger Milchdieb.** In letzter Zeit fiel, wie die „Thurgauer Zeitung" zu berichten weiß, einem Landwirt in Eschenz auf, daß eine seiner Kühe auffallend wenig Milch lieferte. Das Tier hatte stets einen guten Appetit, und irgendwelche Krankheitserscheinungen konnten auch nicht konstatiert werden. Der Bauer stand vor einem Rätsel. Als er nun wieder einmal in den Stall kam, fand er seinen Viehstand munter kauend vor. Die Kuh, deren Befinden ihm Sorge machte, lag wie gewöhnlich am Boden und pflegte der Ruhe, und — an ihrem Euter lutschte ganz gemütlich ein wahrhaftiger Igel und füllte sein Ränzchen mit Milch. Nun wußte der Mann, wohin die vermißte Milch kam. Der Igel aber trottete mit raschen Schritten davon, ohne daß er wegen seines Milchdiebstahls vom Bauer belästigt worden wäre.

*

*** Apotheker und Künstler.** Prof. Dr. Sabalitschke stellt in einem hübschen Aufsatz im „Daheim" die Schriftsteller, Dichter und Künstler zusammen, die ursprünglich dem Apothekerberuf angehört haben. Da finden wir Ludwig Bechstein, den Märchenerzähler, Theodor Fontane, den großen Romandichter Henrik Ibsen — wohl den größten Dichter, der aus der Apotheke hervorgegangen ist —, Julius Stinde, den Schöpfer der einst so geliebten „Familie Buchholz", ferner den Maler Spitzweg, die Karlsruher Sänger Büttner und Siewert u. a. Noch auffallender ist die große Zahl geistig bedeutender Männer, deren Väter Apotheker waren. Ein Apothekerssohn war Robert v. Meyer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, Apothekerssöhne sind die Dichter Ludwig Finckh, der übrigens auch Arzt ist, Arno Holz, Klabund, der Schriftsteller und spätere Direktor des Burgtheaters, Paul Schlenther, der Heldentenor Carl Clewing u. a. Mit Recht erinnert Prof. Sabalitschke an Goethes Wort: „Bei uns im Weimarischen, wie überhaupt in Deutschland, nimmt der Apotheker eine sehr geachtete Stellung in der Gesellschaft ein. Unsere Apotheker schützen und pflegen die Wissenschaft und sind bestrebt, diese der praktischen Pharmazie dienstbar zu machen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.